

(Nachdruck verboten.)

14) Am häuslichen Herd.

Roman von Iwan Franko.

„Er behauptete aber, daß er Sie kenne,“ rief der Hauptmann.

„Ich weiß nicht, was ihm eingefallen ist,“ antwortete Julie leise und mit gesenktem Blick.

„Redlich lügt nicht!“ sagte der Hauptmann streng.

„Das Lügen ist auch nicht meine Gewohnheit,“ erwiderte etwas schnippisch Julie.

„Was also bedeutet das alles? Welches Räthsel!“

„Vielleicht hat Herr Redlich mich für eine andere Person gehalten, die ihn möglicherweise beleidigt hat,“ sagte Julie dreister.

„Um, das kann wohl sein,“ gab der Hauptmann nachdenklich zu. „Er ist kurzichtig und solche Qui-pro-quo's pflegen ihm zu begegnen. Daß er sich aber soweit vergißt und mir in meinem eigenen Hause einen solchen Affront anthut, das hätte ich von ihm nie erwartet!“

Schweigend beendete man das Mahl. Es schien, als ob Redlich's Erscheinen und sein kurzer Aufenthalt in diesem Zimmer die hier herrschende Atmosphäre ganz verändert hätte. Frische, Heiterkeit und Ungezwungenheit verschwanden vollends. Alle saßen stumm, niedergeschlagen und traurig da. Sogar die Kinder wurden traurig und verloren den Appetit. Der Hauptmann kostete nicht einmal von seiner Lieblings-Mehlspeise, nur Angela verzehrte ihre Portion, und Julie, die das sah, fühlte sich auch gezwungen, ein wenig zu essen, doch that sie es mit der größten Anstrengung. Schwarzen Kaffee wollte niemand haben, und von dem Pflaundersüßchen, das dem Hauptmann vor dem Mittagessen so verlockend schien, und das er mit Anekdoten und lustigen Begebenheiten aus seinem bösnischen Leben würzen wollte, um Angela zu erheitern, war keine Rede mehr. Alle saßen in einer Stimmung da, als hätte soeben die liebste Person ihren Kreis verlassen.

Gleich nach dem Essen ging Julie fort, sich vom Hauptmann kühl verabschiedend und von ihm nicht mehr zurückgehalten. Beim Weggehen flüsterte sie noch unbemerkt Angela einige Worte ins Ohr. Der Hauptmann empfahl Angela, ins Schlafzimmer zu gehen und dort etwas zu ruhen, und erklärte, im Salon auch ein wenig auf dem Sopha ausruhen zu wollen. Die Kinder gingen zur Schule.

VII.

Als der Hauptmann gegen 4 Uhr nachmittags seine Wohnung verließ, warf er einen Blick in sein Zimmers und erschraf selbst vor der großen Veränderung, die seit gestern mit ihm vorgegangen war. War er doch erst gestern, nach jahrelanger Abwesenheit an seinen häuslichen Herd zurückgekehrt, und gestern dünkte er ihn ein Paradies, berauschte ihn mit unsagbarem Glück, enthüllte vor seiner Seele weite unsagbare Horizonte von Glück, Liebe und Lust! Und nun?! Mit tiefer Beschämung mußte er sich gestehen, daß er mit einem Gefühl der Erleichterung aus diesem Hause, das sein Paradies und sein Glück enthielt, auf die Straße trat.

„Wie schlecht, elend und undankbar bin ich!“ kanzelte er sich selbst herunter. „Was ist denn eigentlich geschehen? Was hat sich in meinem Hause geändert, daß es mir plötzlich als ein dumpfes Gefängniß erscheint? Ist wirklich nichts geschehen, hat sich nichts geändert, gar nichts?“

Angela's nervöse Anfälle sind wohl eine unangenehme Sache, aber doch nichts Schreckliches. Sie sieht doch blühend aus und hat einen ausgezeichneten Appetit. Der dumme Austritt mit Redlich? Nun, mit ihm muß ich Rücksprache nehmen, er muß mir Aufklärung geben. Vielleicht hat er mit dieser Wittwe eine Rechnung auszugleichen, denn augenscheinlich lügt sie, wenn sie behauptet, daß sie ihn nicht kennt. Aber was hat das alles mit mir und mit meinem Glück zu schaffen? Und dennoch! . . .“

Und wieder seufzte der Hauptmann tief auf; er fühlte, daß seine Brust etwas Schweres bedrückte, gleichsam die brutalen Füße eines unsichtbaren Feindes, der ihn unerwartet zur Erde geworfen und ihn nun vollends demüthigen wollte. Beim Ausgehen

hatte der Hauptmann seiner Frau gesagt, er gehe jetzt ins Generalkommando und werde bald wieder nach Hause kommen. Er sagte nichts davon, daß er das Besuch einreichen wolle, denn er wollte nicht ausdrücklich lügen, doch fühlte er, daß Angela diese Ueberzeugung hatte und daß er, indem er sie in dieser Ueberzeugung ließ, wenn auch nicht offenbar, so doch mit Absicht und Bedacht log. Als er aus dem Hause trat, wandte er beinahe unwillkürlich seine Schritte nach der entgegengesetzten Seite und die Bäckergasse hinauf in der Richtung des Friedhofs. Die Straße war beinahe leer, nur hier und da gingen Passanten das Trottoir entlang, und einige Mägde mit Wasserkränen passirten im Schnee watend die Straße. Der Hauptmann ging, ohne sich aufzuhalten, in seine Gedanken vertieft, immer weiter und blickte vor sich hin, ohne etwas zu sehen. Der düstere, mit bleischweren Wolken bedeckte Himmel, der gegen Abend seine, glitzernde Schneeflocken zur Erde herabsandte, die kühle Luft, die die Menschen auf der Straße erschauern und sie eilends einen warmen Winkel suchen ließ, die reizlose Aussicht auf die lange, beinahe leere Straße, die in den Friedhof mündete, der oben am Hügel lag und zu dieser Stunde beinahe vollständig in Abenddunkel getaucht war, die ganze traurige, düstere und graue Umgebung wirkte niederdrückend auf des Hauptmanns Gemüth und versenkte ihn immer tiefer in eine melancholische Stimmung.

„Ich fühle mich heute nicht mehr so glücklich als gestern,“ überlegte er wieder.

„Ich kenne nicht die Ursache, doch fühle ich genau, daß es so ist, daß ein böser Dämon über unserm Hause schwebt, daß es irgendwo schmerzliche Stellen giebt, deren bloße Berührung alles Glück und alle Freude, jede Harmonie und jede Heiligkeit vernichtet. Was für schmerzliche Stellen das sind, wo sie sich befinden, wie sie entstanden und wie man sie heilen könnte, das ist mir absolut unbekannt. Sie kommen zum Vorschein, wenn man sie am wenigsten erwarten würde. Schon die Ungewißheit, dieses Heruntappen im Dunkeln, quält mich, quält Angela, und gestaltet unser glückliches Zusammenleben zu einem unglücklichen. Und doch habe ich die Empfindung, daß zur Entdeckung des Geheimnisses, zur Aufklärung des Zustandes Angela selbst nichts thun will, oder nichts thun kann. — Wird überhaupt wirklich etwas vor mir geheim gehalten, oder ist nur meine eigene Ungeschicklichkeit Schuld daran? Fünf Jahre zigeunerhaften Lagerlebens könnten mich wohl entwöhnt haben vom Zusammenleben mit fein-organisirten, zartfühlenden und empfindlichen Naturen, wie Angela eine ist. Vielleicht habe ich sie in mancher Hinsicht ganz unberührt und unwillkürlich beleidigt! Ist das aber hinreichend, um die sonderbare Disharmonie, die ganze nervöse Gespanntheit, die sich in unser Verhältniß hineinzustehlen beginnt, zu erklären? Weiß sie es doch, daß ich sie liebe, und wie sehr ich sie liebe! Und auch sie liebt mich, liebt unsere Kinder, und so eine Liebe verzeiht doch und vergißt so manches. Nein, es muß doch etwas dahinter stecken! Aber was? Wäre es möglich, daß Angela ein Geheimniß vor mir verbirgt? Sollte der nervöse Anfall Angela's während meiner Erzählung vom Baron seinen Grund etwa im Bewußtsein einer häßlichen Geschichte haben, die der Baron mir hätte entdecken können, wäre sein Selbstmord nicht dazwischen gekommen? Das wäre schrecklich!

Aber nein, ihre Freude bei meiner Ankunft, die Ruhe und Heiterkeit des Gemüthes, die sie gestern zeigte, und das Bewußtsein einer so schlechten That, daß die bloße Möglichkeit einer Entdeckung einen nervösen Anfall hervorrief — diese Zusammenstellung war zu ungeheuerlich, zu unwahrscheinlich!“

Sein Gedankenlauf wurde von einem kleinen, durchaus nicht ungewöhnlichen Zufall unterbrochen. Vor einem großen Hausthore war der Schnee auf der Straße stark ausgetreten, die Diensthofen hatten beim Wassertragen den Schnee ganz mit Wasser begossen, so daß das Trottoir an dieser Stelle von einer spiegelglatten Eiskruste bedeckt war. Auf diese Weise war auf der glatten Straße eine gefährliche Maschine entstanden, die in der Mechanik unter dem Namen „schiefe Ebene“ bekannt, in der Praxis die Bezeichnung „Zemberger Halsbrecher“ verdient. Es besteht zwar die Vorschrift, solche halbschneerische Stellen mit Sand, Asche oder ähnlichen Dingen zu bestreuen,

dergleichen Vorschriften werden jedoch nur in der inneren Stadt ausgeführt, verlieren aber im Verhältniß zur größeren Entfernung an der Peripherie ihre Geltung, und in der Bädergasse werden sie erst dann beachtet, wenn eine der Personen, die dieser verrätherischen Stelle zum Opfer gefallen, eine energische, unbeugsame Natur besitzt und an die Polizei appellirt, oder wenn eines der Opfer so schwer beschädigt wurde, daß ein Sclandal und Lärm auf der ganzen Straße entsteht, und die Polizei nicht mehr schweigend darüber hinwegsehen kann.

Der Hauptmann näherte sich soeben der Stelle mit dem Glatteis vor dem Thore. Er war noch etwa zwanzig Schritt davon entfernt, als sein Blick auf einen alten gebückten Mann fiel, der in einem alten schäbigen Pelzrock stat, eine Bärenmütze mit Ohrlappen trug und, sich auf einen Stock stützend, von der entgegengesetzten Seite auf eben diese Stelle zuschritt. Kaum hatte er jedoch einen Schritt auf dem Eise gemacht, als der Stock ausglitt, der alte Mann das Gleichgewicht verlor und mit dem Gesichte gegen das Trottoir fiel.

„O Gott!“ rief der Unglückliche und blieb sodann stumm und bewegungslos auf der Straße liegen.

Der Hauptmann war schnurstracks zu ihm geeilt, um ihm aufzuhelfen, doch der Greis rührte sich nicht. Er hob seinen Kopf in die Höhe. Gesicht, Schnurbart und Bart des alten Mannes waren mit Blut bespritzt, das ihm aus Nase und Wange siderte. Auf der Wange war eine tiefe Wunde zu sehen, die ihm von einem kleinen spitzen Steine, der auf dem Glatteise lag, zugefügt worden. Der Greis gab kein Lebenszeichen von sich. Auf der Straße war niemand zu sehen. Als der Hauptmann bemerkte, daß der Alte ohnmächtig war, legte er ihn auf den Schnee, näherte sich darauf dem Hausthore und zog heftig die Klingel. Auf das Geräusch erschien der Hausmeister, die Hausmeisterin, noch einige Frauen und auch ein Herr. Der Hauptmann trachtete den Ohnmächtigen zu sich zu bringen, einer von den Anwesenden eilte nach einem Polizeimann, die übrigen standen unthätig um den Hauptmann und den Ohnmächtigen, schauten seinen Bemühungen zu und drückten mit Ach's und Oh's eher Verwunderung als Mitleidgefühl aus.

„Was stehst Du da und gaffst, Du Bimmel?“ schrie der Hauptmann den Hausmeister an. „Hilf mir doch wenigstens, den Unglücklichen zum Leben zu erwecken, der durch Deine Schuld den Tod davontragen kann!“

„Durch meine Schuld?“ antwortete entrüstet der Hausmeister.

„Gewiß! Deine Pflicht war es, das Glatteis hier mit Sand zu bestreuen.“

Der Hausmeister leistete unwillig, aber sichtlich erschrocken dem Hauptmann die verlangte Hilfe. Endlich, nach einigen Minuten starken Reibens und Schüttelns erwachte der Alte aus der Ohnmacht.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben in Neu-Kaledonien.

Im „Figaro“ berichtet Emile Berr über eine Unterredung, die er mit dem soeben aus Neu-Kaledonien zurückgekehrten Anarchisten Cyvoct gehabt. Cyvoct verbrachte seine Strafzeit auf der Insel Nou. Die vier bis fünftausend Sträflinge der „Nouvelle“ (Kaledonien) zerfallen in zwei große Kategorien: die eine, die vier Fünftel der Gesamtzahl umfaßt, wird auswärtig in den Bergwerken oder bei den Straßenbauten verwendet, die andere bleibt auf der Insel Nou, wo sie auf drei Lager, Camp Central, Camp Est und Camp Nord vertheilt ist. Im Zentrallager befinden sich die Werkstätten, das Hospital und das Gefängniß. Im Ostlager befinden sich die kränkenden und die Kunstarbeiter, die für die kleine Flotte arbeiten, und im Nordlager etwa vierzig Häftlinge, die für den Maisanbau und die Viehzucht verwendet werden. Cyvoct verbrachte den größten Theil seiner Strafe in den Werkstätten. Die einzige Zerstreuung, die ihm geboten wurde, bestand in den Briefen der Seinigen. Die „bagnards“ dürfen keine Zeitungen lesen, und nur hier und da steckt ein Aufseher ihm ein Blatt, das sich mit ihm befaßt, zu. Die Bibliothek weist einige uralte Bücher, Atlanten und wissenschaftliche Werke auf, wie die „Révolution du Globe“ von Cuvier.

Das Leben im Bagno ist lange nicht so angenehm, wie die Zuchthäuser es sich vorstellen. Aus der Entfernung nehmen sich die Hütten recht sauber aus, in diesen selbst herrscht aber die größte Unreinlichkeit. Jede der Hütten nimmt fünfzig Insassen auf und enthält nur kleine Bretter an den Wänden, auf die das Brot gelegt wird, die Hängematten und zwei Kübel, deren einer schlechtes Trinkwasser enthält. Der Regen dringt zuweilen in die Hütten, und die mangelhaft gekleideten Sträflinge frieren in den kühlen Nächten. Die Kleidung ist eine furchtbare: der Kittel und die Hose aus Leinwand, die der Sträfling beim Eintreffen erhält, sind bald nur

Fetzen, und die Schuhe fallen von den Füßen, so daß viele Sträflinge barfuß gehen. Sie leben in einem ekelerregenden Schmutz, und so manche haben sich seit Jahren nicht mehr gewaschen. Im Meer zu baden, ist verboten, und das Brunnenwasser wird so spärlich vertheilt, daß es geradezu unmöglich ist, die Wäsche zu waschen.

Die Nahrung spottet einfach allen Vorstellungen: die Sträflinge bilden drei Klassen; der ersten gehören die besseren Elemente an, die schon die Hälfte ihrer Strafe oder, falls sie zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt worden sind, zehn Jahre verbüßt haben; der zweiten Klasse gehören die besseren Elemente an, die mindestens zwei Jahre in Neu-Kaledonien sind. Jeder Sträfling dieser beiden Klassen erhält täglich 200 Gramm Rindfleisch. Die dritte Klasse, der die aus Frankreich eingetroffenen und die unverbesserlichen Sträflinge angehören, erhält nur 150 Gramm Fleisch. Das Abendessen besteht für alle aus einer Schüssel Reis oder Bohnen, die aber zumeist so schlecht zubereitet sind, daß die Sträflinge sich lieber hungrig zu Bette legen. Das Fleisch der kaledonischen Rinder schrumpft beim Kochen zusammen und wird den Sträflingen halb roh gereicht. Um sieben Uhr wird es an die verschiedenen Küchen vertheilt und um neun Uhr gegessen. Nur wenn das Meer stürmisch ist oder bei Wirbelwinden erhalten die Sträflinge genießbares Fleisch. An diesen Tagen treffen die Schiffe mit dem Proviant nicht ein, die Sträflinge erhalten Gemüse zum Frühstück und für den Abend wird eine Kuh geschlachtet.

Die Sträflinge haben keinen Zehrpennig, mit dem sie sich die Kost aufbessern können. Früher erhielten sie einen Lohn, der später durch Kaffee und Wein ersetzt wurde und jetzt ganz abgeschafft ist. Die „bagnards“ haben also nur das Geld, das sie stehlen. Der Kaffee, den Cyvoct zehn Jahre lang getrunken, besteht aus einem abscheulichen Gebräu, das mittels gerösteter Bohnen und Brodkrumen hergestellt und mit Staubzucker und Salz „gezuckert“ wird. Der wirkliche Kaffee wird von den Köchen und deren Freunden verzehrt. Cyvoct äußert seine Verwunderung darüber, daß die Verwaltung Sträflinge, die doch an Diebstahl und Raub gewöhnt sind, mit der Vertheilung der Nahrung betraut. Sogar die Arzneien werden von Sträflingen ausgegeben, so daß die armen Teufel, die kein Geld haben, nur noch abscheuliche Surrogate von Medikamenten erhalten.

Das Hospital bleibt die einzige Zufluchtsstätte für die erschöpften Sträflinge und diese verstümmeln sich oft selbst, um nur einige Zeit dort verbringen und Kräfte sammeln zu können. So sah Cyvoct, wie ein Sträfling sich selbst ein Bein mittels einer Hacke brach und wie vier andere sich ein Auge ausstechen ließen.

Zum Schluß verweist Cyvoct auf die Lepraepidemie, von der die Strafkolonie bedroht ist. Die schlecht genährten und im Schmutz lebenden Sträflinge werden davon leicht betroffen, in den Hospitälern dient die gleiche Pravazspitze für alle Kranken, die Bettlichter werden in kaltem Wasser, das nur alle acht Tage gewechselt wird, gewaschen. Und viele Sträflinge kehren nach Frankreich zurück. Obwohl die Lepra nicht ansteckend sein soll, hat Cyvoct doch einen damit behafteten Aufseher getannt. Die Gefahr besteht also. —

Elektrische Maasseinheiten.

Dem Reichstage ist am 15. März der Entwurf eines Gesetzes, die elektrischen Maasseinheiten betreffend, zugegangen. Der große Ausschuss der Elektrotechnik in den letzten Jahrzehnten sowie die damit verbundene umfangreiche Anwendung des elektrischen Stromes in der Industrie lassen die gesetzliche Festlegung dieser Einheiten durchaus wünschenswerth und zeitgemäß erscheinen, damit sich nicht etwa ein Zustand herausbilde, wie er in früheren Zeiten auf dem Gebiete der Längen-, Raum- und Gewichtsmasse bestanden hat, wo bald nach preussischen, bald nach rheinischen, bald nach heftischen, bald nach Pariser oder englischen Fuß und Zoll gerechnet wurde und diese fünf verschiedenen Längensmaasse noch lange nicht die einzigen waren. Uebrigens hat sich in den Kreisen, die an der elektrischen Industrie interessiert sind, sowie in den wissenschaftlichen Kreisen die Nothwendigkeit einheitlicher Maassebestimmungen längst geltend gemacht, und die Einheiten, die jetzt gesetzlich fixirt werden sollen, sind seit längerer Zeit bereits im Gebrauch. Schon im Jahre 1884 tagte in Paris eine internationale Elektriker-Konferenz, welche sich die Praxis elektrische Einheiten einzuführen beschloß, die sich an das metrische sogenannte absolute Maassystem, das auf dem Centimeter, dem Gramm, der Sekunde als Einheiten für die Länge, die Masse, die Zeit beruht, angeschlossen. Die hauptsächlichsten elektrischen Größen, welche zunächst einer Definition bedürfen, sind die Stärke oder Intensität des elektrischen Stromes, die elektromotorische Kraft und der elektrische Widerstand, drei Größen, welche in der Weise mit einander verbunden sind, daß eine elektromotorische Kraft von bestimmter Größe in einem Leiter von bestimmtem Widerstand einen Strom von bestimmter Stromstärke hervorruft. Die Einheiten für diese Größen wurden zuerst von den berühmten Göttinger Gelehrten Gauß (1777—1855) und Weber (1804—1891) auf das absolute Maassystem zurückgeführt, die dadurch die Begründer des absoluten elektro-magnetischen Maasssystems geworden sind. Der Elektriker-Kongreß adoptirte diese Einheiten, indem er sie für den praktischen Gebrauch nur mit Potenzen von 10 multiplizierte resp. dividirte; für die Stromstärke wurde der zehnte

Theil der absoluten Weber'schen Einheit gewählt und mit dem Namen 1 Ampere versehen; als Einheit der elektromotorischen Kraft wurde das Hundertmillionenfache der absoluten sehr kleinen Einheit gewählt und 1 Volt genannt. Der Widerstand eines Leiters, in welchem die elektromotorische Kraft 1 Volt einen Strom von der Stärke 1 Ampere hervorruft, wurde 1 Ohm genannt; er beträgt das Tausendmillionenfache, also eine Milliarde mal so viel, als die absolute Widerstandseinheit.

Von der gesetzlichen Einführung dieser Einheiten, welche der Kongress 1884 den Regierungen der verschiedenen Staaten vorschlug, wurde damals überall Abstand genommen, weil die Bestimmungen infolge der unvermeidlichen Mängel der Meßmethoden noch mit kleinen Unsicherheiten behaftet waren, die eine gesetzliche Festlegung nicht wünschenswerth erscheinen ließen. Nachdem jedoch die Meßmethoden weiter vervollkommenet waren, wurden in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, in Großbritannien und in Frankreich die genannten Einheiten nach denjenigen Definitionen, die auf dem internationalen Elektriker-Kongress von 1893 in Chicago festgestellt wurden, gesetzlich eingeführt. Es folgt jetzt Deutschland mit diesem Gesetzentwurf, dessen hauptsächlichste Bestimmungen ebenfalls in der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt ausgearbeitet sind und im Reichstage zweifellos Annahme finden werden. Als Ohm setzt er den Widerstand einer Quecksilbersäule von 106,3 Zentimeter Länge und einem Quadratmillimeter Querschnitt fest; als Ampere die Stärke eines Stromes, der beim Durchgang durch eine wässrige Lösung von Silbernitrat in einer Sekunde 1,118 Milligramm Silber nieder schlägt; als Volt ergibt sich daraus diejenige Kraft, die in einem Leiter vom Widerstande 1 Ohm einen Strom von der Stärke 1 Ampere erzeugt.

Die übrigen Einheiten, die sich ohne weiteres und ohne die Möglichkeit eines Mißverständnisses aus diesen drei Grundeinheiten ergeben, sind der Bestimmung des Bundesrathes vorbehalten; dasselbe ist mit den bei Wechselströmen zu verwendenden Einheiten der Fall, weil, wie in der Begründung sehr richtig ausgeführt wird, die Schwierigkeit, für Wechselströme verständliche eindeutige Definitionen zu geben, von denen angenommen werden kann, daß alle theilhaftigen Kreise dauernd damit einverstanden sind, und daß diese Begriffe also reif sind, um einem Gesetze eingefügt zu werden, bis jetzt nicht gehoben ist.

Auch die übrigen Bestimmungen des Entwurfes über die Beglaubigung oder Kontrollirung elektrischer Meßgeräte durch die Physikalisch-Technische Reichsanstalt, sowie die Strafandrohung lediglich für den gewerbsmäßigen Verkäufer elektrischer Energie bei Benutzung unrichtiger Meßgeräte, werden kaum auf Widerstand stoßen.

Kleines Feuilleton.

km. Vom vormärzlichen Polizeistaat. Kurz vor dem Ausbruch der Märzrevolution wurde in Preußen ein Strafgesetzentwurf eingebracht, der aus der Phantasie eines Meßgers heraus geschrieben zu sein schien. Der Gesetzentwurf wurde den Ausschüssen des Vereinigten Landtages zur Besprechung vorgelegt. Die Opposition in diesen Ausschüssen setzte es nun — wie Barnhagen v. Ense schreibt — durch, daß die Schärfung der Todesstrafe durch Handabhacken, das Aufstecken des abgehauenen Kopfes, die Prügelstrafe und die Vermögensentziehung verworfen wurde, trotz der Anstrengungen, die nebst Bodelschwingh der elende Savigny machte, um dergleichen Barbarei und Ungerechtigkeit beizubehalten. Desgleichen blieb der Antrag der Regierung, auf das bloße Verathen einer Aenderung der preussischen Verfassung sowie der des Deutschen Bundes die Strafe von einem halben bis zu sechs Jahren Arbeitshaus zu setzen, in der Minderheit. Allein andere grausame Strafbestimmungen über Hochverrath, Majestätsbeleidigung, Verleumdung hoher Beamten, Religionsverspottung und Gotteslästerung, besonders über Schmähung der Mitglieder des königlichen Hauses, sogar der längst verstorbenen, womit jede würdige Gesichtsschreibung unmöglich wurde, über Tadel der Obrigkeit und ihrer Maßregeln, wurden nach dem Sinne der Minister festgesetzt. Als auch jede Unternehmung zur Auflösung oder Veränderung des Deutschen Bundes dem Hochverrath gegen Preußen gleichgestellt, jeder Tadel des Bundestages und seiner Verordnungen zum Verbrechen gemacht werden sollte, brach dieser Tadel bestig aus; die langverhaltene Anschuldigungen gegen die zum Polizeidienst Preußens und Oesterreichs herabgesunkene Staatsbehörde wurden laut . . .

Trotzdem erklärte die Versammlung in namentlicher Abstimmung mit 66 gegen 28 Stimmen alle Unternehmungen zur Auflösung oder Aenderung des Deutschen Bundes für Hochverrath. Wenige Wochen später waren beinahe alle deutschen Fürsten, die ihre Hand zu einer grundstürzenden Veränderung des Deutschen Bundes erhoben, mit dem Brandmal des Hochverraths behaftet . . .

— Tausende Grünlinge. In der letzten Nummer der „Wiener Rundschau“ richtet ein Kritiker vernichtende Geschosse gegen eine neue Wiener Wochenschrift in einer Notiz mit der Ueberschrift: „Wenn die Zeitungsschreiber symbolistisch werden.“ Was er da mittheilt, ist allerdings komisch genug, um Anspruch auf weitere Verbreitung zu haben. So heißt es unter anderem: „Was Bracco uns zum besten giebt, ist ein Eierlang um (!) Instinkte!“ Oder: „In der Narrentappe, die Bracco den Frauen zu Füßen legt, liegt sein eigenes Herz.“ „Die Wahrheit des Lebens, das ist

das verschleierte Bild zu Saiz.“ „Ist nicht im Tiefsten jeder Gedanke ein Gefühl?“ „Wir können im Ballet nur begreifen, was wir sehen.“ Und von einem Dichter wird gesagt: „Seine Menschen reden von (!) und gegen die Paragraphen.“ — Soweit sehr schön. Nur sollte, wer im Glashause sitzt, nicht auf andere mit Steinen werfen. Es wirkt schon sehr drollig, wenn der hitzige Kritikus diese Dummheiten einen „bombastisch aufgeblöhenen Kreinismus“ nennt. Reizender noch sind die Scherze, die sich der ständige Theaterkritiker in derselben Nummer der „Wiener Rundschau“ in einer auf dem „Wassjettel“ als „kurz, aber inhaltreich“ angezeigten Arbeit über Jbsen erlaubt. Da heißt es: „Jbsen versteht alles in die letzte, äußerste Handlungssequenz, in der den Menschen kein anderer Ausweg mehr offen steht als die rasende Flucht in ihr eigenes Innere.“ Und weiterhin: „Nur im Weibe liegen noch die Qualitätskeime einer entwicklungsfähigen Zukunft; es muß daher auf die Suche nach dem „Wunderbaren“ ausgehen. So enden die charakteristischen Jbsen'schen Stücke ungeschlechtlich.“ Wenn endlich der Kritiker der Rundschau sich über den philosophischen und symbolistischen Unfuss des Konturrenz-Blattes aufhält, so darf man ihm wohl auch folgende Stelle aus seinem eigenen Blatte vorsehen: „Je mehr das Wesen der Seelen entthüllt wird, desto verthätter erscheint der Charakter der Gesamtmenschheit. Diese sendet nun wieder geheimnißvolle Nebelgestalten aus, die der Dichter durch seine symbolischen Figuren markirt.“ —

Theater.

Im Berliner Theater ist das Gastspiel der Italiener am Mittwoch zu Ende gegangen. Es brachte keine Ueberraschung mehr. Es zeigte keine ganz eigenthümliche künstlerische Physiognomie. Tina di Lorenzo und Ando verabschiedeten sich in Frau-Frou von Meilhac-Salvy; das ganze Gastrepertoire bestand ausschließlich aus französischen Allerweltsdramen. Tina di Lorenzo ist bis jetzt keine überragende Künstlererscheinung; aber sie hat von Rolle zu Rolle gewonnen. Sie war nicht, was man sich unter der Frau-Frou vorstellt. Dazu besitzt sie einen Ueberfluß von Temperament und Geist oder besser gesagt, ein ganz anderes Temperament, als das leichtbewegliche Pariser Persönchen mit seinen sensiblen Nerven, kapriziösen Launen und seinem kleinwüchzigen verklärten Hirn. Ihr cholericisches Blut braust kraftvoll auf; wie läme das pridelude Persönchen Frau-Frou zu solch leidenschaftlicher Gewalt? Das Publikum fragte nicht danach, was Fr. di Lorenzo darzustellen hatte; es ließ sich von dem stürmenden Pathos berauschen. Da sich um die Virtuosenrolle der Gilberte alles im Stücke dreht, mußte Herr Ando diesmal zurücktreten.

Nun wäre es aber genug der reisenden Schauspielerei. Eine spanische Truppe will uns auch noch in diesem Frühjahr beglücken. Das Gastspiel der Tina di Lorenzo war bereits materiell nicht besonders lohnend. Es wird den gastfahrenden Schauspielern allmählig doch klar werden, daß man nicht nur sehr Tüchtiges, sondern ganz Exceptionelles schaffen muß, will man in Berlin, gegenwärtig der bewegtesten Theaterstadt, allgemeinere Aufmerksamkeit erzwingen. —

Physiologisches.

t. Künstliche Farbenblindheit. Einen nach mehr als einer Richtung hochbedeutenden Vortrag hielt im vorigen Monat Gg. J. Burch vor der königl. Gesellschaft in London über die Prüfung der Farbenempfindungen an 109 normalen Personen. Es wurde festgestellt, daß eine zeitweilige Rothblindheit entsteht, wenn man das Auge im Brennpunkte einer Linse hinter einem rothen Schirme dem hellen Sonnenlichte aussetzt, alsdann erscheinen z. B. scharlachrothe Geraniumblüthen schwarz und Rosen blau. In ähnlicher Weise kann auch eine zeitweilige Blindheit gegen Grün oder sogar gegen Violett erzeugt werden. Burch prüfte nun die Farben des Sonnenspektrums in ihrem Einflusse auf das menschliche Auge der Reihe nach durch, indem er diese Farben im Glanze intensiven Sonnenlichtes auf das Auge wirken ließ. Bei vier Abschnitten des Sonnenspektrums entstehen ganz bestimmte und von einander unterscheidbare Wirkungen auf das Auge, welche anzeigen, daß jede der entsprechenden Farben eine besonders Empfindung in unserem Sehorgan hervorruft. Dieses sind die Farben: Roth von den Linien A bis B des Spektrums, Grün in der Nähe der Linie E, Blau zwischen den Linien F und G, Violett auf und jenseits der Linie H. In jedem einzelnen Falle ist nach der Einwirkung der betreffenden Farbe auf das Auge dieses außer Stande, die betreffende Farbe wahrzunehmen, aber der Beobachter ist sich einer bestimmten Nachwirkung jener Farbe bewußt, wodurch der Ton aller übrigen Farben verändert wurde, jedoch ist die zeitweise Auslöschung der Empfindung für eine Farbe ohne Einfluß auf die Stärke der übrigen Farbenempfindungen. Es ist besonders interessant, daß zwei oder gar drei von den verschiedenen Farbenempfindungen gleichzeitig oder nacheinander ausgelöscht werden können. Burch äußerte die Ansicht, daß seine Untersuchungen mehr mit der Theorie von Young und Helmholtz, als mit der von Hering übereinstimmen, daß sie aber das Vorhandensein einer vierten Farbenempfindung außer Roth, Grün und Violett beweisen, nämlich von Blau. — Die künstliche zeitweilige Farbenblindheit wird übrigens wohl schon jeder einmal an sich selbst beobachtet haben, wenn er zu lange in die untergehende Sonne sah. —

Medizinisches.

— Die Linkshändigkeit und die Hypnose. Für die Behandlung der Linkshändigkeit, schreibt das „Neue Wiener Tagblatt“, hat die Hypnose einen neuen Weg gezeigt. Bei einem vierjährigen Mädchen, welches linkshändig war, machte der Arzt den Versuch, die Linkshändigkeit durch eine hypnotische Suggestion zu unterdrücken. Die Hypnose war leicht bewerkstelligt; es wurde sodann die rechte Hand des Kindes gefaßt und man befahl ihm, von nun an nur mehr diese zu gebrauchen. Die Wirkung der Suggestion war eine überraschende, da das Mädchen von jetzt an häufiger die rechte Hand zu gebrauchen begann und seit der nach wenigen Tagen vorgenommenen dritten Sitzung dauernd rechtshändig war und jetzt nach dritthalb Jahren noch geblieben ist. Ganz abgesehen, heißt es in einem Referate der Wiener klinischen Wochenschrift, von dem therapeutischen Erfolge, ist dieser Fall deshalb von besonderem Interesse, weil aus dem Erfolge der Behandlung einer Linkshändigkeit durch Suggestion die Thatsache sichergestellt zu sein scheint, daß auch da, wo sich die Linkshändigkeit gleich im Kindesalter entwickelt hat, ursprünglich eine gleichwertige Anlage beider Hirnhemisphären bestehen kann. Dieser Fall spricht aber nicht nur gegen das Uebergewicht der rechten Hirnhälfte als Ursache der Linkshändigkeit, sondern auch dafür, daß es jedenfalls der Erziehung möglich sein muß, gleich von Beginn an einer Linkshändigkeit vorzubeugen. —

Aus dem Tierreiche.

u. Eine aussterbende Riesen-Schildkröte. Aus einem Sumpf auf den Egmonts-Inseln, im Norden Madagaskars, wurde vor einiger Zeit eine Riesen-Schildkröte gefischt, welche bei 4 Meter Panzerumfang und 1 2/3 Meter Körperlänge 250 Kilogramm wogt. Diese Schildkröten kamen noch am Ende des 17. Jahrhunderts auf den Inseln des Indischen Ozeans so massenhaft vor, daß — nach dem Ausdruck eines Reisenden — die Menschen nicht wußten, wohin sie den Fuß setzen sollten. Aber der Wohlgeschmack des Thieres wurde ihm zum Verderben: Es wurde massenhaft nach Mauritius geschafft, und zwar so stark, daß in 18 Monaten 30 000 Stück verfrachtet wurden. So verheerenden Angriffen konnte die Schildkröte nicht widerstehen. Diese Thierpezies wurde völlig vernichtet, so daß das auf den Egmonts-Inseln gefangene Exemplar das einzige lebende der ganzen Spezies wäre, wenn nicht im Jahre 1810 einige Soldaten ein solches in ihre Kaserne in Port-Louis gesperrt hätten, welches jetzt noch lebt, und dessen Alter gegenwärtig auf 200 Jahre geschätzt wird — Schildkröten werden bekanntlich unheimlich alt. Aber dem mörderischen Angriff des menschlichen Appetits gegenüber kann, wie man hier wieder sieht, auch die größte Lebensfähigkeit ganze Thierklassen nicht am Aussterben hindern. —

Aus dem Tierleben.

— Springhasenfang durch Erschrecken. In „Natur und Haus“ theilt Kustos Paul Ratschie mit, wie die Hottentottenknaben in Deutsch-Südwestafrika den Springhasen fangen. Zur Vollmondzeit streifen sie, wie Dr. Gürich beobachtete, in größeren Scharen durch die Büsche. Sobald sie nun eines seinem Erdloche ent schlüpfenden Springhasen ansichtig werden, werfen sie sich auf den Boden und fangen an, mörderlich zu schreien. Das Thier wird vor Schreck starr und ist nicht im Stande, zu entfliehen. Die Knaben rutschen am Boden an das Thier heran, der vorderste faßt es beim Schwanz und schlägt es mit einem Knüttel todt. —

Geologisches.

— In der belgischen astronomischen Gesellschaft zu Brüssel theilte der Professor der Physik Lagrange mit, daß der Verwaltungsrath der Gesellschaft auf seinen Antrag und im Einklange mit dem internationalen Komitee beschlossen hat, ungesäumt in Belgien vier seismographische Stationen behufs planmäßiger Beobachtung der Bewegungen des Erdbodens zu errichten. Die Brüsseler Station tritt sofort in das Leben. —

Technisches.

— In London ist am 15. März der Ingenieur Henry Bessemer im Alter von 85 Jahren gestorben. Seine Erfindung, auf rasche und wohlfeile Art Roheisen in Stahl zu verwandeln, hat seinen Namen zu einem weltberühmten gemacht, und die ungeheure Entwicklung der Stahl-Industrie in der ganzen Welt verursacht. Im Jahre 1856 theilte er der British Association seine Erfindung der Flußstahl-Erzeugung mit. Bis dahin waren in England jährlich bloß etwa 50 000 Tonnen Stahl erzeugt worden, und der Preis der Tonne betrug 50 bis 60 Pfund Sterling. Nun werden in England weit mehr als zwei Millionen Tonnen jährlich produziert, und die Tonne kostet bloß etwa 5 Pfund. —

— Lithoid. In Italien macht, wie man der „Köln. Ztg.“ schreibt, gegenwärtig eine neue Erfindung viel von sich reden, die von einem russischen Architekten Amelung gemacht worden ist. Nach den bisherigen Mittheilungen soll das Lithoid von großer Bedeutung für das Baugewerbe und andere Zweige der Technik sein. Das Lithoid ist eine Flüssigkeit, deren Darstellung von dem Erfinder noch als Geheimniß behandelt wird. Ihre Bereitung soll aber leicht und billig sein, und es sollen dabei als Nebenprodukt etwa 50 Prozent Kohlensäure gewonnen werden.

Wenn mit dieser Flüssigkeit, in bestimmten Verhältnissen, mit oder ohne Druck, zerkleinerte Ueberreste von Steinen, Sand, Sägemehl, Papierstaub, Kohlenstaub, Schutt aller Art gemischt werden, so bildet sich in kurzer Zeit ein fester Körper, dem man von vornherein jede beliebige Form und Farbe geben kann, und der in bezug auf Widerstandsfähigkeit und Festigkeit Stein und Eisen übertrifft. Die Druck- und Zertrümmerungsproben, die vor einigen Wochen im mechanischen Laboratorium des Ingenieur-Instituts zu Petersburg vorgenommen wurden, haben höchst befriedigende Resultate ergeben. Die künstlichen Lithoid-Erzeugnisse haben den Vorzug großer Billigkeit und können in der That, in welcher sie gebraucht werden, gepreßt oder gegossen werden. Im Aussehen und in der Dauerhaftigkeit des Glanzes sollen sie den natürlichen Materialien gleichkommen. Die Musterammlung, die römischen Fachleuten gezeigt wurde, enthielt z. B. Mählsteine, Bausteine, grobe architektonische Verzierungen, wie Gesimse u. a. aus gewöhnlichem Sand; Konsolen, feinere Gesimse und sonstige ornamentale Bausteine aus Ziegelstaub, Gips, Marmorstaub, Flurplatten und Wandbesceläge von großer Schönheit, die kostbare Steinarten, Majolika und dergleichen nachahmen, aus allen möglichen Abfällen, Sand und Kohle; nachgeahmte Holzschuherei für Kunstmöbel aus Sägemehl gepreßt; Leitungsröhren von größter Dauerhaftigkeit aus Zute und Drahtreifen; Wölbungen aus Steinmasse gegossen, die den stärksten Druck aushalten, und anderes mehr. —

Humoristisches.

— Unter Eheleuten. „Nun, gehst Du denn heut nicht aus?“ — „Nein, ich hab' entsetzliche Migräne; der Kopf ist mir schwer wie Blei.“ — „Aber liebes Kind, nimm Dir doch das Haar ab!“ —

— Vorsicht und Feigheit. Lehrer: „Billy, kannst Du mir den Unterschied angeben zwischen Vorsicht und Feigheit?“ Billy: „Ja. Wenn man selbst bange ist, so ist das Vorsicht; wenn aber der andere bange ist, so ist das Feigheit.“ —

— Darum Sie: „Schauen Sie nur die wunderbaren Zähne, die Mrs. Pighsea hat!“ — Er: „Sehr liebenswürdiges Kompliment, gnädige Frau!“ — Sie: „Oh, Pardon! Sie sind wohl ihr Mann?“ — Er: „O nein; nur ihr Zahnarzt.“ („Jugend.“)

Vermischtes vom Tage.

y. Der Lehrer auf der Hallig Nordstrandisch-Moor muß zum 1. Mai versetzt werden, da in dem Ort zur Zeit keine schulpflichtigen Kinder sind. —

— In Döppershausen in Thüringen wurde vor der Gemeindevaustausch-Wahl durch Ausschellen Folgendes bekannt gegeben: „Wahlberechtigt ist jeder Deutsche ohne Unterschied des Alters und Geschlechts.“ —

— In der Nähe von Aderbach (Schlesien) tödtete sich ein Bergmann durch eine Dynamitpatrone, die er in den Mund steckte und entzündete. —

— In dem im Prater-Lusthause in Wien ausliegenden „Buch für Radfahrer“ wurde dem 13. März 1848 am heutigen Jahrestage folgender Vers gewidmet:

Man kannte weder Waffenrad,
Kann recht die Eisenbahn,
Doch schaffte man mit Waffen Rath
Und mit dem Eisen Bahn. —

— In einem Züricher Bierdepot gerieth ein Knecht zwischen zwei Fässer und wurde todtgedrückt. —

— Unter den Rekruten, die sich jüngst in Paris zum Militärdienst stellten, befand sich ein junger Mann, der nicht weniger als 34 Geschwister aufzuweisen hat. Davon kommen 12 aus erster und 22 aus zweiter Ehe. —

— Die englische Regierung soll nach einer Meldung der „Revue encyclopédique“ in den ägyptischen Gefängnissen falsche Alterthümer durch die Sträflinge anfertigen lassen, die hauptsächlich nach Deutschland und Amerika verkauft würden. —

— In allen Theilen Algeriens und Tunesiens haben am letzten Sonntag und Montag furchtbare Unwetter gewüthet. Die Flüsse überschwebten eine große Anzahl von Thälern; Menschen und Vieh kamen dabei um, in Sul-el-Arba allein 3800 Thiere. Drei Legionäre erfroren in einem Schneesturm. Viele Gebäude wurden dem Erdboden gleichgemacht. Im Hafen von Algier strandeten drei Dampfer. —

— Die englische Bark „British Prince“ ist bei Lowestoft am Mittwoch früh mit einem unbekanntem Dampfer zusammengestoßen. Der Dampfer sank sofort; man befürchtet, daß die Besatzung umgekommen ist. —

— Eine reiche junge Wittve in St. Louis in den Vereinigten Staaten begnügt sich nicht damit, ihren eigenen Körper mit Diamanten zu überladen, sondern hat es auch für nöthig befunden, ein Paar Schrauben-Ohrringe, in die echte Diamanten gefaßt sind, durch die Ohrläppchen ihrer Lieblingskätzin bohren zu lassen. —